

## Weitere Rezension

Hannah Landecker, **Culturing Life: How Cells Became Technologies**, London/Cambridge, Mass.: Harvard University Press 2007, 276 S., EUR 30,99, ISBN 978-0-674-02328-4.

Die Zellkultur bildet einen zentralen Bestandteil der biologischen Forschung. Hannah Landecker erklärt, wie die kontrollierte Vermehrung und gezielte Manipulation von Zellen zur alltäglichen Routine in unzähligen Laboratorien geworden ist. Das ehrgeizige Unterfangen, die Geschichte der Zellkultur von den ersten erfolgreichen Versuchen 1907 bis in die 1970er Jahre nachzuzeichnen, gelingt sehr gut. Die lebendige Darstellung des methodischen und theoretischen Fortschritts in den Wissenschaften sowie dessen öffentlicher Wahrnehmung fügen sich zu einem nuancierten Bild der vielfältigen technologischen Entwicklungen. Die Schilderungen der Anthropologin beruhen auf einer fundierten Kenntnis der Materie und halten auch naturwissenschaftlichen Kriterien stand. Dabei ist es nicht Landeckers Absicht, von einer Fallstudie ausgehend auf das Allgemeine zu schließen, sondern dieses durch eine umfassende und zugleich differenzierte Analyse der biotechnologischen Entwicklungen offenzulegen: „I did not want to do a case study and then generalize: I wanted to do *highly specific empirical work on the general*“ (23, Kursiv im Original).

Indem die Autorin ihre Untersuchungen auf die Forschungsmethoden und die Instrumente und damit auf die Bedeutung nur scheinbar banaler Objekte – wie die Zusammensetzung eines Zellkulturmediums – fokussiert, verfügt sie über einen direkten Zugang zu den diversifizierten Entwicklungen des Feldes. Die aufwendige Sichtung von Methodikparagrafen in unzähligen Publikationen ist gerechtfertigt. Der Gewinn besteht vor allem darin, dass Landecker die vielfältigen Ursprünge heutiger Forschung offenlegen kann, ohne dass sie die durch wissenschaftsgeschichtliche Untersuchungen gesetzten Kategorien und Relevanzen in ihrer Arbeit übernehmen muss; stattdessen hinterfragt sie diese kritisch. Sie macht die LeserInnen auf Kontinuitäten und Brüche zum heutigen Verständnis des Lebendigen aufmerksam und gibt auch dem Element des Zufalls gebührenden Raum. Es gelingt ihr auf diese Weise, die spezifische Funktionalität der empirischen Zugänge herauszuarbeiten. Sie steht damit in der Tradition von

Gaston Bachelard, für den die Spezialisierung in den Wissenschaften die „Aktualisierung einer Allgemeinheit“ bedeutet.<sup>1</sup>

Gleichzeitig vermittelt Landecker die Faszination über die Möglichkeit des Lebens außerhalb des Organismus. Sie macht verständlich, wie die Manipulation von tierischen und menschlichen Zellen im Labor zu einem Allgemeinplatz im wissenschaftlichen Alltag werden konnte. Die Autorin zeigt aber auch, auf welche Weise die Überwindung von Körperlichkeit und Zeitlichkeit, die sich in den verschiedenen experimentellen Zugängen manifestieren, damals wie heute zu irritieren vermögen. Sie verweist mit ihrer Analyse nicht nur auf die Genealogie der heutigen Entwicklungen, sondern macht für die Lesenden nachvollziehbar, auf welche Weise neuartige Lebensformen in der Biotechnologie entstanden sind und entstehen können. Sie wird damit ihrem Bestreben, die Einzigartigkeit des individuellen Moments zu relativieren, gerecht.

Als übergreifendes Element ihrer Analyse führt Hannah Landecker das Konzept der Plastizität ein: „Biological plasticity thus has three facets. It is the plastic quality of living matter; it is the fundamental unpredictability of life even in the face of human intention and construction; and it is a form of practice that is part of modern biological science“ (10). Mit Ausnahme des fünften Kapitels verweist Landecker jedoch nur sehr eingeschränkt auf das Konzept der Plastizität, das von einer ausführlicheren Erläuterung ihrer spezifischen Interpretation profitieren könnte. Wie im Folgenden dargestellt, gelingt es Landecker, unabhängig davon zentrale Aspekte der Genealogie des Feldes herauszuarbeiten. Das Buch umfasst fünf einzelne Fallstudien in chronologischer Abfolge: „Autonomy, Immortality, Mass Reproduction, HeLa und Hybridity“.

Im einführenden Kapitel „Autonomy“ schildert Landecker, wie das Leben, einmal aus dem Körper isoliert, in der Kulturschale rekonfiguriert wird. Sie legt überzeugend dar, dass auf diesem Weg keine neue Körperlichkeit entsteht, sondern der Körper durch technische Hilfsmittel ersetzt werden kann. 1907 gelingt es Ron Harrison erstmals, Nervenzellen in einem Kulturmedium unter kontrollierten Bedingungen zum Wachstum anzuregen. Die Beobachtungen der Wachstumsprozesse übertreffen die Interpretationsversuche der Anatomen. Diesen war es anhand von chemisch fixiertem und damit totem Gewebe nicht gelungen zu entscheiden, ob Nervenzellen im Organismus ein Kontinuum bilden oder ob sie über enge Kontakte in Verbindung stehen. Erst durch die Zellkultur erhalten die Wissenschaften die Möglichkeit, die Kontroverse zugunsten der Autonomie einzelner Zellen aufzulösen. Nur drei Jahre später entwickeln Alexis Carrel und Montrose Burrows, aufbauend auf diesem ersten Ansatz, zentrale methodische Grundlagen des Feldes und prägen den Begriff der „Zellkultur“. Indem die Auto-

---

<sup>1</sup> Gaston Bachelard, *L'activité rationaliste de la physique contemporaine*, Paris 1952, zit. nach: Hans-Jörg Rheinberger, *Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie*, Berlin 2006, 48.

rin die Genese dieser historischen Experimente rekonstruiert, stellt sie nicht deren Bedeutung in Frage, macht sie aber als Teil der Entwicklung einer Methodik verständlich.

In „Immortality“ (Kapitel 2) zeichnet Landecker nach, auf welche Weise Unsterblichkeit, materialisiert in der biologischen Unendlichkeit der Zellkultur, zu einem wissenschaftlichen Studienobjekt werden konnte. Durch eine bessere Kontrolle der Wachstumsbedingungen und durch sterile Arbeitsweisen werden nach 1910 dauerhafte Zellkulturen möglich, die sich über Jahre vermehren lassen. Carrel isoliert Zellen aus Hühnerherzen, die zunächst auch in der Kulturschale rhythmisch pulsieren und durch diese Eigenschaft zu einem medialen Ereignis werden, ganz ähnlich den embryonalen Stammzellen der Gegenwart. Wie diese überleben die Zellkulturen den Organismus, dem sie entnommen wurden, um ein Vielfaches. Die Erfahrung, dass sich die Zeit in Zellkulturen nicht in der gleichen Weise einschreibt wie in den lebenden Organismus, ließ das Sterben anstelle des Lebens zum unerwarteten Phänomen *in vitro* werden. Interessanterweise war dies möglich, obwohl die zellulären Veränderungen, die der Unsterblichkeit der Zellen unterliegen, erst in den 1960er Jahren einer wissenschaftlichen Analyse unterzogen werden können.

In „Mass Reproduction“ (Kapitel 3) beschreibt die Autorin die Zusammenführung der Zellkultur und der Virologie. Ende der 1940er werden die kultivierten Zellen zu Produzenten großer Mengen standardisierten Materials, in diesem Falle von Viren für die Impfung gegen Kinderlähmung. Diese Entwicklungen sind maßgeblich geprägt durch die starke Präsenz des Themas Kinderlähmung in der amerikanischen Kultur, durch die sich wiederum große Aufwendungen für die Forschung mobilisieren lassen. Interessanterweise sind auch diese Entwicklungen möglich, ohne dass zunächst verstanden wird, auf welche Weise sich Viren vermehren können, die für eine direkte Beobachtung im Lichtmikroskop zu klein sind. Erst die Einführung der Elektronenmikroskopie lässt dies sichtbar werden und gibt Anlass zu weiteren Standardisierungsbemühungen.

Im Kapitel „HeLa“ (Kapitel 4) legt Landecker dar, wie zwei entscheidende experimentelle Fortschritte – die Klonierung von Zellen und ihre dauerhafte Lagerung im tiefgefrorenen Zustand – die Möglichkeiten der Manipulation und der Reproduzierbarkeit des Lebendigen in der Kulturschale vervielfachten. Sie schildert, wie daraufhin zunächst nur in einzelnen Laboratorien verfügbare Experimentalsysteme ubiquitär werden konnten. In einem spannenden Exkurs werden am Beispiel der Geschichte der menschlichen Zelllinie HeLa die großen Verwerfungen und Transformationen der biologischen Forschung seit den 1950er Jahren veranschaulicht. HeLa entstand im Laboratorium von George Gey, aufgrund einer Biopsie, die der jungen Afroamerikanerin Henrietta Lacks entnommen wurde. Lacks verstarb, nur wenige Monate nach der Entnahme der Tumorzellen, 1951 an Gebärmutterkrebs. Über die weitere Verwendung ihrer Zellen wurde sie nicht informiert. Landecker beschreibt, wie HeLa ohne die Schranken der heute omnipräsenten Patentierungsbemühungen und mithilfe großer Publizität rasch zum Studienobjekt zahlreicher Labors werden konnte. Sie avancierte zur menschlichen Zelllinie schlechthin und bescherte ihrer Spenderin ungeahnte Be-

kanntheit. In den 1970er Jahren widmeten sich die populären Darstellungen jedoch zunehmend der Tatsache, dass diese „schwarze Zelllinie“ durch ihre große Verbreitung und dank ihres enormen Wachstums „weiße“ Zelllinien nicht nur kontaminierte, sondern gar in ihrer Existenz zu bedrohen vermochte. Aus heutiger Sicht interessant ist, dass das Wachstumspotential der HeLa-Zellen, das Anlass zu rassistisch gefärbten Darstellungen gegeben hatte, in den 1990er Jahren der Zelllinie den Status einer potenten wirtschaftlichen Ressource verleiht. Ihre Nutzung in Forschung und Entwicklung wird nun auch einer bioethischen Bewertung unterzogen.

Im abschließenden Kapitel „Hybridity“ (Kapitel 5) erfährt der Leser, auf welche Weise die Plastizität höherer Zellen die Vereinigung von zwei Zellen über Entwicklungs- und Speziesgrenzen hinweg zu einer funktionellen Einheit möglich machte. Von den ZellbiologInnen völlig unerwartet, tauschen höhere Zellen, ungleich den einfacher strukturierten Bakterien, die als Vorbild für die ersten Verschmelzungsversuche dienten, nicht nur bestimmte Erbsubstanz aus, sondern vereinigen Zellkerne und Zellbestandteile zu einem funktionellen Ganzen. Die immer neuen Verbindungen von biologisch immer weniger verwandten und damit distinkteren Entitäten zu funktionellen Hybriden legen die Reversibilität von zellulären Zuständen und damit die Plastizität der beteiligten Zellen offen. Die Zellfusion entwickelt sich damit vor dem Beginn der Molekularbiologie zu einem wichtigen Instrument der Genetik, die auf parasexuellem Wege die Expression verschiedener Gene in unterschiedlichsten Kontexten untersuchen konnte. Die Ausführungen Landeckers machen auch verständlich, auf welche Weise die Methode zur Herstellung monoklonaler Antikörper entwickelt werden konnte, die auf der Fusion von Zellen beruht. Sie untersucht damit den spezifischen Entstehungskontext einer Schlüsseltechnologie der heutigen biologischen Forschung, die auch eine zentrale Rolle in der medizinischen Diagnostik und Therapie spielt. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Kapiteln, in denen die Bezüge auf das Konzept der Plastizität anekdotisch bleiben, wird Landecker hier ihrem Anspruch gerecht und arbeitet die Entwicklungen in der Erforschung und im Verständnis der zellulären Plastizität heraus.

Indem sich Landecker, wie auch Sarah Franklin in „Dolly Mixtures“, in ihrem Erkenntnisinteresse nicht von aktuellen Debatten zur Biomedizin leiten lässt, ermöglicht sie den Lesenden, die heute kontrovers diskutierte Entwicklungen der biologischen Forschung in einem historischen Kontext zu situieren und damit auf neue Weise zu reflektieren. Ihre Untersuchungen legen den Schluss nahe, dass die heutigen Technologien, sei es die Klonierung von Säugetieren oder die Gewinnung von embryonalen Stammzellen, eher Anlass zu Fragen darüber geben, wer wir bereits geworden sind, als in welche Richtung wir uns entwickeln werden.<sup>1</sup> Indem sich Landecker von der weit verbreiteten Fokussierung auf die zukünftigen Bedeutungen dieser Technologien für das Menschsein und das Menschenbild distanziiert, schafft sie Raum für einen entschei-

denden Zwischenschritt. Sie fragt zunächst, wie die Biotechnologie darauf Einfluss nimmt, was es bedeutet, „biologisch zu sein“. Die zunehmende Erforschung der Plastizität, die sie in den Entwicklungen der Zellkultur situiert, gibt dieser Frage eine entscheidende Gewichtung, die zu weiteren Analysen anregt. Die Autorin dieses Beitrags stimmt mit Hannah Landecker darin überein, dass wir uns erst der Frage widmen können, welche sozialen und kulturellen Aufgaben es mit sich bringt, biologische Entität und zugleich Mensch zu sein, wenn wir verstanden haben, wie die Veränderung des Biologischen unsere biologische Existenz beeinflusst.

*Beatrix Rubin, Zürich und Basel*

Claudia Andrea Spring, **Zwischen Krieg und Euthanasie. Zwangssterilisationen in Wien 1940–1945**, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 2009, 336 S., EUR 35,-, ISBN: 978-3-205-78321-3.

Seit den 1990er Jahren beschränkt sich das historische Interesse an Eugenik und Sterilisationspolitik in der ersten Jahrhunderthälfte längst nicht mehr nur auf Deutschland, sondern hat sich in diverse Richtungen ausgeweitet: erstens auf Länder außerhalb des nationalsozialistischen Einzugsbereichs, nämlich demokratische, die gleichwohl eugenische Bewegungen und Sterilisationsgesetze kannten (die USA, die skandinavischen Länder und die Schweiz); zweitens – und das ist neueren Datums – auf ostmittel- und südosteuropäische Länder vom Baltikum bis zum Balkan, einschließlich Österreichs. Zur diesbezüglichen Forschung über Österreich hat Wolfgang Neugebauer vor zwei Jahrzehnten die Grundlagen gelegt und dabei die Zahl der Sterilisationen in der „Ostmark“ auf mindestens 6.000 geschätzt. Was die nationalsozialistische Praxis der Eugenik – in der NS-Terminologie: „Rassenhygiene“ oder „Rassen- und Erbpflege“ – betrifft, so hat schon seit langem eine wachsende Zahl von Lokalstudien neue Erkenntnisse produziert und die Forschung befördert.<sup>1</sup>

Auch das hier anzuzeigende Buch, entstanden aus einer historischen Dissertation von 2008 an der Universität Wien, ist eine Lokalstudie; allerdings behandelt Claudia Andrea Spring mit Wien die nach dem „Anschluss“ zweitgrößte deutsche Stadt und greift zuweilen auch über sie hinaus. Es handelt sich um eine überaus gründliche und innovative Studie mit wichtigen Ergebnissen. In ihrem Zentrum stehen die (mindestens) 1.203 Sterilisationen, die von den Wiener Sterilisationsgerichten angeordnet und dann meist mit direktem

<sup>1</sup> Vgl. Jana Wolf, Auswahlbibliographie zu Eugenik, Rassenhygiene, Zwangssterilisation, NS-„Euthanasie“ und deren Strafverfolgung nach 1945, in: Klaus-Dietmar Henke Hg., *Tödliche Medizin im Nationalsozialismus: Von der Rassenhygiene zum Massenmord*, Köln/Weimar/Wien 2008, 291–338; Marius Turda u. Paul J. Weindling Hg., *Blood and Homeland: Eugenics and Racial Nationalism in Central and Southeast Europe 1900–1940*, Budapest/New York 2007; Gerhard Baader, Veronika Hofer u. Thomas Mayer Hg., *Eugenik in Österreich: Biopolitische Methoden und Strukturen von 1900 bis 1945*, Wien 2007.

oder indirektem Zwang realisiert wurden. Zugrunde lag das deutsche Sterilisationsgesetz vom 14. Juli 1933 („Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“); es wurde – zusammen mit zahlreichen Modifikationen und Zusatzverordnungen, außerdem mit dem Gesetz zur Zentralisierung des Gesundheitswesens (1934) und dem späteren „Erbgesundheits“-Gesetz (1935) – am 14. November 1939 für die „Ostmark“ erlassen und trat dort am 1. Januar 1940 in Kraft (die Nürnberger Gesetze hatten schon längst Geltung).

Zu Recht hebt Edith Saurer einleitend hervor, dass die Untersuchung sowohl thematisch als auch methodisch „ein archäologisches Verfahren“ praktiziere, mit dem Schichten abgetragen werden, die über das Jahr 1945 hinaus weiterbestanden, dadurch dem Vergessen Vorschub leisteten und sogar die Überlieferung beeinträchtigten. Ihre Quellengrundlage hat die Verfasserin keineswegs einfach vorgefunden, sondern musste sie in einer vierjährigen Detektivarbeit, bei der sie auf manche Hindernisse stieß, überhaupt erst zusammentragen: Ein Krimi von Verweigern und Verbergen von Akten durch interessierte Individuen eröffnet das Kapitel über „Quellen und Methodik“. Sein Ergebnis war zwar nicht ein *Happy End*, aber doch ein wertvoller Bestand. Die Arbeit basiert auf den Beschlüssen des Wiener „Erbgesundheitsgerichts“ (EG: 1.697 Sterilisationsprozesse bzw. 1.661 Personen) und – als Beschwerdeinstanz – des „Erbgesundheitsobergerichts“ (EOG: 266 Verfahren bzw. 260 Personen) von 1940 bis 1945; allerdings hatte es mehr als 1.000 weitere Verfahren gegeben, von denen keine Unterlagen erhalten sind. Rund 90 Prozent der Akten bestehen lediglich aus dem zwei- bis vierseitigen Gerichtsbeschluss, die übrigen (152) enthalten reicheres Material (zum Beispiel Gutachten, Protokolle), zuweilen auch Informationen zu den – oder gar von den – Opfern, den „Beantragten“; so wurden die SterilisationskandidatInnen in den österreichischen Gerichtsakten genannt, im „Altreich“, also in Deutschland in den Grenzen von 1937, gab es andere Begriffe. Leider sind Anfang und Ende der Sterilisationsprozesse nicht dokumentiert: Auf der einen Seite sind die ursprünglichen Anzeigen, welche praktisch jedermann stellen und damit die Prozedur in Gang setzen konnte, nicht überliefert (auch im „Altreich“ kann ihre Gesamtzahl nur geschätzt werden: auf mehr als das Doppelte der tatsächlichen Sterilisationen); auf der anderen Seite ist für Wien auch nicht die Anzahl der faktisch vollzogenen Sterilisationen rekonstruierbar (weil meistens die ärztlichen Berichte fehlen), während sie im „Altreich“ – vor dem Krieg – auf ca. 80 Prozent der gerichtlichen Urteile auf Sterilisation geschätzt werden kann. Doch nicht weniger aufschlussreich sind die Zwischenstationen: Das Wiener EG entschied in 72 Prozent der Antragsfälle auf Sterilisation (144); in 16 Prozent aller Fälle wurde die zweite Instanz angerufen, und bei den Beschwerden von erstinstanzlich „Verurteilten“ entschied das EOG in 69 Prozent der Fälle auf Sterilisation (204). Vor allem die gründliche Analyse des Obergerichts ist ein innovativer Beitrag, denn meistens konzentrierte sich die Forschung bislang nur auf die erste Instanz.

In diesem Rahmen stellt nun die Autorin viele Fragen, die das Material zu beantworten erlaubt. Zum einen geht es um Handlungsspielräume und Selbstverständnis der beteiligten Ärzte und Juristen, die – das ist das Thema des „Ausblicks“ – nach 1945

meist weiterhin Karriere machten, zum anderen um die soziale Situation ihrer Opfer (und im „Ausblick“ um den bis 2005 dauernden Weg zur Anerkennung ihres Opferstatus). Des weiteren wird der Prozessablauf minutiös rekonstruiert und in vielen Diagrammen illustriert, so etwa die Dauer des Verfahrens (sie dauerten länger als im „Altreich“ und scheinen korrekter und sorgfältiger durchgeführt worden zu sein) oder die berühmt-berüchtigten Sterilisationsdiagnosen (ähnlich wie in Deutschland stellten die psychiatrischen Diagnosen, zusammen mit Epilepsie, knapp 90 Prozent) oder das Verhältnis zwischen medizinischen und sozialen Argumenten. Die Ergebnisse werden zur Beantwortung übergreifender Fragen genutzt, von denen hier zwei angesprochen werden sollen: zum einen der Vergleich zwischen „Ostmark“ und „Altreich“, zum anderen die geschlechterspezifischen Aspekte.

Zwei gleichsam makroskopische Dimensionen des Vergleichs sind im Buchtitel formuliert: „Zwischen Krieg und Euthanasie“. Erstens begann das Sterilisieren, anders als beim deutschen Nachbarn, erst nach Kriegsbeginn und somit genau dann, als (im „Altreich“) der frühe Sterilisationsfuror regierungsamtlich reduziert wurde, das heißt „nur“ noch wahrhaft „fortpflanzungsgefährliche“ Menschen sterilisiert werden sollten. Zweitens war – ebenfalls anders als im „Altreich“ – die Sterilisationspolitik nicht eine (zeitliche) „Vorstufe“ der Mordpolitik, sondern beide fanden gleichzeitig statt und überlappten sich teilweise, denn einige der Sterilisationsakteure waren auch Akteure der „Euthanasie“.

„Anders als im *Altreich*“ ist eine Wendung, welche die Studie durchzieht. Ich erlaube mir hier vier problematisierende Überlegungen zur Durchführung des Vergleichs. Erstens erscheinen mir – ungeachtet des sechs Jahre später als im „Altreich“ erfolgenden Beginns des Sterilisierens – die Ähnlichkeiten und vor allem der Transfer einschlägiger Informationen und Kenntnisse weitaus eindrucksvoller als die Unterschiede (und deshalb ist es auch legitim, wie es hier öfters geschieht, die Ergebnisse von Lokalstudien im „Altreich“ als übertragbar anzusehen, wenn Wiener Quellen fehlen), aber sie werden weniger manifest analysiert. Zweitens wird – und dessen ist sich die Verfasserin selbstverständlich bewusst – bei zahlreichen solchen Vergleichen nicht wirklich „das Altreich“ ins Visier genommen, sondern es sind wiederum einzelne Lokalitäten, womit das Problem der lokalen Unterschiedlichkeit innerhalb des „Altreichs“ auftritt. Drittens wäre es nützlich gewesen, die Kriegszeit in der „Ostmark“ mit der Kriegszeit im „Altreich“ zu vergleichen: allein schon aus methodischen Gründen, denn es galten beiderorts dieselben medizinischen, rassenhygienischen und juristischen Spielregeln. Stattdessen werden die ostmärkischen fünf Kriegsjahre mit den altreichdeutschen sechs Vorkriegsjahren verglichen (oft auch nur mit 1934 bis 1936). Im übrigen heißt es bezüglich des „Altreichs“ seit 1939 lediglich, dass es „kaum noch“ (11, 20, 139, 266) Sterilisationen gegeben habe, dass sie „(zumeist) sehr eingeschränkt“ (165, 224) oder gar „schon nahezu eingestellt“ (49, 72) gewesen seien; und doch wurden dort während des Krieges immerhin noch acht- bis zehnmal so viele Menschen sterilisiert wie in Österreich. Ein viertes Problem: In Wien hätten, so heißt es, 0,1 Prozent der Bevölkerung vor dem Sterilisationsgericht gestanden, und das habe

„deutlich“ unter dem angeblich von mir „für die Jahre 1934–1939 im Altreich errechneten Schnitt von 1 %“ gelegen (271, ohne Beleg) – daraus würden sich aber über 650.000 (angeblich von mir postulierte) Sterilisationen allein schon bis 1939 ergeben! (Tatsächlich waren es rund 300.000, also etwa 0,5 Prozent der Bevölkerung, und 1940 bis 1945 kamen etwa 0,1 Prozent hinzu: ebenso viele wie in Wien.) In der Tat stammt jenes Kalkül keineswegs von mir, denn das meininge bezog sich auf die Altersgruppe der 18- bis 40-Jährigen, in der am häufigsten sterilisiert wurde (so auch in Wien: vgl. 97), und außerdem betraf es die Jahre 1934 bis 1945. Eine vergleichbare Angabe findet sich für Wien hier leider nicht.<sup>2</sup>

Besonderes Augenmerk widmet Claudia Spring erfreulicherweise den geschlechter-spezifischen Dimensionen der Sterilisationspolitik, die denjenigen im „Altreich“ vielfach gleichen. Sämtliche Etappen der Prozesse wurden von Männern besorgt, und sogar angesichts des kriegsbedingten Arbeitskräftemangels wurden keine Ärztinnen zugelassen (270). Unter den „Beantragten“ war das quantitative Geschlechterverhältnis „annähernd gleich“ (91): Bei den erstinstanzlichen Verfahren gab es 53 Prozent Frauen und 47 Prozent Männer (96), die Verurteilung zu einer Sterilisation traf nahezu ebenso viele Männer wie Frauen; allerdings lag bei den Urteilen des Wiener EG auf Zwangssterilisation der Anteil der Frauen beträchtlich höher (54 Prozent) als im Vorkriegs-„Altreich“ (48 Prozent) (150f., 175).<sup>3</sup> „Schwachsinn“ war die quantitativ wichtigste Sterilisationsdiagnose (42 Prozent, im „Altreich“ noch viel mehr), und 46 Prozent der weiblichen „Beantragten“, aber nur 38 Prozent der männlichen wurden unter diesem Titel zur Sterilisation verurteilt (64f., 129–131). Umgekehrt galt Alkoholismus, dessentwegen drei Prozent aller Anträge ein Sterilisationsurteil bewirkten, als „Männerkrankheit“ (68, 131). Die Operation war bei Frauen ein dramatischerer Eingriff als bei Männern. Sterilisationsbedingte Todesfälle, wie sie im „Altreich“ zu Tausenden bei Frauen vorkamen und zu Hunderten bei Männern, wurden für Wien zwar nicht identifiziert, aber die Autorin hält sie gleichwohl für wichtig; möglicherweise resultiert ihre Unsichtbarkeit aus der Dürftigkeit der Wiener Gerichtsakten. Der enge diskursive und institutionelle Zusammenhang von Zwangssterilisation und Schwangerschaftsabbruch (letzterer auch außerhalb des Sterilisationsgesetzes) wird ausführlich behandelt (158–160, 236ff.); knapper hingegen die „freiwillige Entmannung“ straffälliger homosexueller Männer, die ebenfalls durch das Sterilisationsgesetz geregelt wurde und zu der Spring schon früher publiziert hat (49f., 136, 168). Insgesamt, so wird argumentiert, war die rassenhygienische Kategorisierung als „erbkrank“ (ich füge hinzu: also „minderwertig“)

2 Von den – erfreulich wenigen – anderen Problemen sollen zwei genannt werden. Nicht haltbar ist die Annahme, „[d]as subjektive Recht von Individuen wurde erst 1948 in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte verankert“ und im „Rechtsverständnis“ auch „vor der NS-Zeit“ sei „das Wohl des Volksganzen“ wichtiger gewesen als das Individuum (60). „Halbjuden“ oder „Halbjüdinnen“ gab es in den Nürnberger Gesetzen nicht (110, 114, 171).

3 Immer noch ist es nötig hervorzuheben, dass nicht nur Frauen sterilisiert wurden; vgl. etwa Hans-Ulrich Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 4. Band, München 2003, 757 („360.000 im Eugeni-kwahn sterilisierte Frauen“) u. 671 („ganz überwiegend Frauen, aber auch Männer“).



beziehungsweise „erbgesund“ zentraler als die Geschlechtszugehörigkeit; und doch sei die Sterilisationspolitik „nicht geschlechtsneutral“ gewesen (155). Es ist gut, dass diese komplexen Zusammenhänge hier in präziser und lesbarer Form dargestellt werden.

*Gisela Bock, Berlin*

Angela Steidele, **Geschichte einer Liebe: Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens**, Berlin: Insel Verlag 2010, 334 S., EUR 24,80, ISBN 978-3-458-17454-7.

Adele Schopenhauer (1797–1849), „Tochter der berühmten Schriftstellerin Johanna Schopenhauer und Schwester eines unbekanntenen Philosophen“, wie die Biographin es pointiert formuliert, im Zitat von ZeitgenossInnen auch „*enfant cheri* Goethes und ‚des Philosophen schwer erträgliche Schwester‘“ (9), lebte in Hamburg, Weimar, Bonn, Jena und Rom. Sprach-, kunst- und literaturbewandert, arbeitete sie lange den Publikationen ihrer Mutter zu, gestaltete meisterhafte Scherenschnitte, schrieb schließlich populäre Reise- und Kunstführer und lebte vor bürgerlichem Hintergrund schon, seit sie Anfang 20 war, in prekären finanziellen Verhältnissen. Sie blieb unverheiratet, reiste viel, kannte bedeutende Wissenschaftler und Künstler, pflog innige Frauenfreundschaften und starb 51-jährig in Bonn.

Sibylle Mertens, geborene Schaaflhausen (1797–1857), Bankierstochter, vielseitig gebildete und engagierte Sammlerin, Antikenexpertin, Musikerin, Salonière und aktive Demokratin, lebte in Köln, Bonn, Genua und Rom. Ihr ausgedehnter Grundbesitz und ihr lokaler gesellschaftlicher Einfluss trugen ihr den Ehrentitel „Rheingräfin“ ein. Sie war wenig glücklich verheiratet, dann Witwe, hatte sechs Kinder, mit denen sie lange um ihr Vermögen und ihr Erbe kämpfte, sie reiste viel, kannte bedeutende Politiker, Wissenschaftler und Künstler, pflog innige Frauenfreundschaften und starb mit knapp 60 Jahren in Rom.

Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens begegneten einander 1828 und verbrachten die nächsten beiden Jahrzehnte, bis zu Adeles Tod, in engstem Kontakt, zeitweise in Wohn-, Wirtschafts- und Lebensgemeinschaft. In ihren Briefen und Tagebüchern figuriert diese Beziehung zentral, wenngleich jeweils nicht als einziges romantisches Verhältnis zu einer anderen Frau. Adeles „erste Liebe“ (9) Ottilie von Goethe gehört in dieses Netz an Freundinnen-, Liebes- und Leidensgeschichten, dazu die Schriftstellerin Annette von Droste-Hülshoff, die britische feministische Sachbuchautorin Anna Jameson, die genuesische Risorgimento-Unterstützerin Laurina Spinola. Die Selbstzeugnisse der Frauen überborden mit Bekundungen von Liebe und Sehnen, Eifersucht und Einlenken, flammender Seele und zerrissenem Herzen, schmerzvoller Entzweiung und pulsierendem Jubel.

Die promovierte Literaturwissenschaftlerin Angela Steidele hat die Beziehung dieser beiden Frauen unter dem Titel „Geschichte einer Liebe“ in ein Buch gefasst. Sein Genre scheint mir schwer bestimmbar. In konsequenter feministischer Grundhaltung

siedelt es zwischen biographischem Roman, historischer Doppelbiographie und historisierendem Liebesroman. Die oft sehr ausführlichen Originalzitate sind als integrierender Teil des Fließtextes zu lesen, nur in ihrer Kursivsetzung und mit minimalistischen Endnoten als Quellentexte markiert. Angela Steideles Darstellung bleibt fast durchwegs narrativ und chronologisch ganz linear. Wie jede konventionelle Biographie beginnt sie mit der an unübersichtlichen Namensnennungen reichen Herkunftsgeschichte der Porträtierten und endet – außerordentlich berührend – mit der Inschrift auf dem Grabstein, den die eine für die andere errichtete.

Worauf kann sich nun eine kritische Rezension dieses Werkes für eine geschichtswissenschaftliche feministische Zeitschrift sinnvoll überhaupt beziehen? Soll die Rezensentin die historische und geschlechterwissenschaftliche Kompetenz dieser Studie diskutieren, oder würde sie dem Text eher gerecht, wenn sie seine literarische Qualität untersucht? An wen wendet sich das Buch, welchen (fachlichen) Interessen will es genügen? Jedenfalls: Was der Autorin ausgezeichnet gelingt, ist die permanente fließende Bewegung zwischen Originalzitate und eigenem Text.

In diesem Sommer 1829 wurden beide gewahr, dass sie ohne einander nicht mehr wollten noch konnten. *Mir scheint es meine Bestimmung, ihr Wohl und Wehe dem meinen sehr eng zu verbinden ... Sie lebt in mir, und mir ist sie in dem neuen Leben unentbehrlich, denn ihre Liebe, ihre Hingebung erhalten mich.* Wie ein Jahr zuvor, als Adele Schopenhauer Otilie von Goethe zum erstenmal von Sibylle Mertens erzählt hatte, verglich sie ihre beiden großen Lieben miteinander. Nun aber trug die neue Liebe den Sieg davon: *Ich erinnere mich keiner so vertraulichen Freundschaft in meinem Leben; du hast mir immer zu schön in die Seele gestrahlt, bist mir wenn du so willst zu körperlos zu himmlisch schön gewesen.* Adele hatte aufgehört, Otilie zu vergöttern ... (86)

Die Verfasserin selbst schreibt, wie eine/r nach Lektüre im Duktus des frühen 19. Jahrhunderts zu sagen versucht ist: feinsinnig, gedrechselt, akribisch in vielen Details, allerliebst, wo sie die LeserInnen in Gemütsbewegung zu versetzen weiß, dabei durchaus mit einem Stück kritischer Distanz zu ihren Protagonistinnen. Um unmittelbar identifikatorische Repräsentation handelt es sich nicht, aber doch um die Suggestion, dass die geschilderten Leben Schritt für Schritt genau ‚so‘ verliefen und eine differente Darstellung gar nicht zur Debatte stünde. Die Quellenzitate gewährleisten sprachlich ebenso wie inhaltlich eine Markierung des ‚Authentischen‘ und verantworten den Effekt mit, der es als zwingend erscheinen lässt, diese Geschichte genau so und nur so zu erzählen. Es gibt keinerlei Lücken im Erzählfluss außer jenen – sehr wenigen –, die aus Quellenmangel resultieren.<sup>1</sup> Es gibt allerdings kleine, originelle, in ihrem trockenen

<sup>1</sup> Ein Teil der Quellen lagerte im Historischen Archiv der Stadt Köln, das im März 2009 einstürzte, als Angela Steidle ihr Material bereits gelesen und exzerpiert hatte (vgl. 286f.).

Witz sehr gelungene Extempore, die daran erinnern, dass hier eine Autorin des 21. Jahrhunderts schreibt und die als wohl bewusst anachronistische Brüche hie und da auf den konstruierten Charakter der Erzählung verweisen. Beispielsweise taucht in der Geschichte zu Otilie von Goethes heimlich in Wien zur Welt gebrachtem unehelichen Kind, um das sich zusammen mit der Mutter Anna Jameson vor Ort und Sibylle Mertens von Genua aus intensiv kümmerten, unvermittelt ein lesbisch-schwules Symbol der Gegenwart auf: „Lange konnte diese unkonventionelle Regenbogenfamilie jedoch so nicht weitermachen.“ (136)

Nicht nur in solch kurzen Schwenks, sondern ganz durchgängig steht ja die Rekonstruktion von Frauen(liebes)bindungen vor der Folie feministisch-historisch orientierter Gender-, Sexualitäts- und Queer-Theoreme zur Disposition. Angela Steidele – vor einigen Jahren mit einer Biographie der als Mann lebenden, 1721 hingerichteten Catharina Linck hervorgetreten<sup>1</sup> – ist in ihrer Suche nach historischen Liebesbeziehungen unter Frauen konsequent parteilich; unbeirrt identifiziert sie das Vorgefundene als eben jene Manifestation gleichgeschlechtlichen Begehrens und Liebens, deren Existenz sie vorausgesetzt hatte. Ihrer Deutung zufolge handelte es sich beim „Lebenskonzept“ von Adele, Sibylle und einigen ihrer Freundinnen um eines im unmittelbaren Vorfeld der „Formierung einer lesbischen Identität der Moderne“ (11). Noch wussten die Akteurinnen nicht, wie sie ihre Sehnsüchte, ihre Erfahrung der Differenz, ihr Handeln an der und jenseits der Grenze des gesellschaftlich Möglichen bezeichnen sollten (da ja das Selbstverständnis einer homosexuellen Identität historisch noch nicht existierte). Die Autorin ist sich allerdings durchgängig sicher, dass die von ihr Porträtierten ganz genau um den transgressiven Charakter ihrer Wünsche wussten und dass dies ebenso für ihr Umfeld galt, welches aus diesem Grund vielfach diskriminierend, ausgrenzend und beleidigend agierte, beispielsweise von Adele Schopenhauer das Bild einer hässlichen alten Junger überlieferte oder Sibylle Mertens ganz handfest um ihr Vermögen brachte.

In einigen Passagen verlässt Angela Steidele das biographische Erzählen und formuliert ihre Analyse zum Ort, den die von ihr porträtierten Freundinnen in der Geschichte des Geschlechterverhältnisses und der Sexualitäten einnehmen. So bezeichnet sie Sibylles Tagebuch der Trauer um Laurina Spinola als ein

einzigartige(s) Dokument, das einen Blick auf die Selbstsicht einer Frauen liebenden Frau in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlaubt. ... Eine solche Liebe war, so fühlte sie, anderen nicht vermittelbar, ja, kaum ihr selbst. ... Sie liebte Frauen anders, als sich die Theoretiker der keuschen Weiblichkeit Frauenfreundschaften so dachten – ohne freilich selbst ein Wort, einen Begriff dafür zu haben. Sie wusste nur, dass sie die Leidenschaftlichkeit ihrer Liebe zu Frauen verbergen musste. (157f.)

<sup>1</sup> Angela Steidele, In Männerkleidern. Das verwegene Leben der Catharina Margaretha Linck alias Anastasius Lagrantinus Rosenstengel, hingerichtet 1721, Köln 2004.

Der „prekäre Stand der Frauenliebe in der Gesellschaft“ sei auch Annette von Droste-Hülshoffs Thema gewesen, allerdings musste sie es „camouffieren, weil die Frauenliebe anfang, sich zu emanzipieren, als eigenständige Lebensform sichtbar und damit für die traditionelle Gesellschaft bedrohlich zu werden“ (168).

Dicht an ihren Quellen bleibend, diskutiert die Autorin an keiner Stelle geschlechtertheoretische Sekundärliteratur. Die schon klassischen, aus den 1980er Jahren stammenden ‚lesbenhistorischen‘ Kontroversen um die adäquate Interpretation romantischer Frauenfreundschaften, um den Status von Sexualität und Begehren in der ‚lesbischen‘ Historiographie zum 19. Jahrhundert, um das sprichwörtlich gewordene „Does it matter if they did it?“<sup>3</sup> werden ebenso wenig ausdrücklich reflektiert wie rezentere feministisch-queere Ansätze. Es scheint Angela Steidele nicht eigentlich Anliegen zu sein, existierende Positionen zu diesen zentralen Punkten der Lesben- bzw. Frauenfreundschaftsgeschichte zu bekräftigen oder neu zu perspektivieren. Ein wenig allzu ‚schöngestig‘ also, zu leichtgewichtig in theoretischer Hinsicht, ungenügend historisch kontextualisiert? Wie schon erwähnt, bleibt ein Stück weit ungeklärt, welche Ansprüche dieses Fachbuch stellt und wen es als sein Publikum imaginiert. Angesichts der Tatsache, dass ‚lesbenhistorische‘ Forschungen seit dem *queer turn* massiv an Bedeutung, an Zahl, an inhaltlicher Dichte und gewissermaßen an ‚Geschichtsbewusstsein‘ verloren zu haben scheinen,<sup>4</sup> ist „Geschichte einer Liebe“ ein ermutigender Zugewinn, ein spannendes Experiment im Raum zwischen Geschichte und *fiction*, ein schönes Geschenk für Kolleginnen und Freundinnen.

Hanna Hacker, Wien

3 Vgl. v. a. Lillian Faderman, *Surpassing the Love of Men. Romantic Friendship and Love Between Women from the Renaissance to the Present*, London 1981; Esther Newton, *The Mythic Mannish Lesbian. Radclyffe Hall and the New Woman*, in: *Signs*, 9, 4 (1984), 557–575; Sheila Jeffreys, *Does It Matter If They Did It?*, in: *Lesbian History Group Hg., Not a Passing Phase. Reclaiming Lesbians in History 1840–1985*, London 1989, 19–28.

4 Vgl. Hanna Hacker, *Was war Bewegungsgeschichte? Queeres Schreiben der Vergangenheit*, in: Maria Frohofer, Elke Murlasits u. Eva Taxacher Hg., *L[i]eben und Begehren zwischen Geschlecht und Identität*, Wien 2010, 18–27.

## Call for Papers

### **Krieg im Geschlechterkontext. Themenfelder und Perspektiven der Frauen- und Geschlechtergeschichte des Ersten Weltkrieges**

29. September bis 1. Oktober 2011, Universität Wien

Forschungen zum Ersten Weltkrieg haben seit längerem Konjunktur, wenn auch nicht in allen nationalen Historiographien und Wissenschaftskulturen gleichermaßen. Besonders neue Inhalte und Ansätze der Weltkriegsforschung sind sehr disparat vertreten, was transnationale Perspektiven noch immer erschwert. In hohem Ausmaß gilt das bis heute für frauen- und geschlechtergeschichtliche Untersuchungen, obwohl längst deutlich geworden ist, dass die damaligen Kriegsgesellschaften ebenso wie die komplexen Folgen des Ersten Weltkrieges ohne Berücksichtigung der analytischen Kategorie Geschlecht nicht ausreichend erfasst und verstanden werden können. Denn in allen beteiligten Staaten führte dieser weitgehend totale Krieg nicht nur zur breiten Unterstützung durch Frauen an der weiblich konnotierten „Heimatfront“, sondern auch zu ihrem gegenläufigen Einsatz in den Kampfgebieten. Zudem wurde im Ersten Weltkrieg weit wirkmächtiger als je zuvor soldatische Männlichkeit idealisiert – mit Implikationen für die hegemonialen Geschlechter- und Gesellschaftsordnungen, die auch pazifistische Bemühungen und Aktivitäten erschwerten. Die umfassende Stilisierung der nationalen Volksgemeinschaften zu Kampfgemeinschaften, und damit verbunden Kriegshetze und ideologische Verblendung, sind ein europäisches Phänomen, ebenso wie die Erfahrung kriegerischer Gewalt bis hin zum aktiven Töten, zu Flucht und Vertreibung – in vielerlei auch geschlechterdifferenten Ausprägungen.

Wie aber lassen sich bereits vorliegende Arbeiten zu solchen Themenfeldern der Frauen- und Geschlechtergeschichte des Ersten Weltkrieges bündeln? Welche Bilanz ergibt die Zusammenschau einschlägiger Forschungen, und wo liegen bestehende Schwerpunkte und Defizite des Forschungsfeldes – zum Beispiel im Vergleich unter-

schiedlicher nationaler Untersuchungen oder in Bezug auf die neueste Männlichkeitsforschung? Und wie dringlich gestaltet sich die Anbindung genderspezifischer Studien an politik-, sozial- und wirtschafts-, kultur-, mentalitäts- und/oder gesellschaftsgeschichtliche Perspektivierungen des Ersten Weltkrieges? Welche Differenzen bestehen, wenn der Blick erweitert wird und nationale Historiographien in einen übergreifenden, komparatistischen Kontext gestellt werden? Lassen sich dann bislang getroffene Einschätzungen der Forschung noch aufrecht erhalten und Historiker/innen-Debatten – etwa zur kriegsbedingten Virulenz der Geschlechterbeziehungen oder einer angeblich emanzipativen Wirkung des Krieges – verallgemeinern?

Die vom 29. September bis 1. Oktober 2011 stattfindende internationale Tagung „Krieg im Geschlechterkontext – Themenfelder und Perspektiven der Frauen- und Geschlechtergeschichte des Ersten Weltkrieges“ will solchen Fragen anhand von vier ausgewählten Themenkomplexen nachgehen, die zentral scheinen für dieses Forschungsfeld: Kriegsfront/Heimatfront, Gewalt, *Citizenship* sowie Friedensengagement. Damit nimmt sie das bevorstehende Erinnerungsjahr 2014 zum Anlass für eine eingehende Diskussion, will die bisherigen Ergebnisse bilanzieren und zukünftige Forschungsperspektiven entwerfen – auch im Sinne eines Beitrags zur Historischen Friedensforschung, die sich unter anderem besonders intensiv mit Aspekten der gesellschaftlichen Militarisierung und Militarismuskritik befasst hat.

Die von Birgitta Bader-Zaar (Universität Wien), Christa Hämmerle (Universität Wien) und Oswald Überegger (Universität Hildesheim) organisierte Tagung wird im Rahmen der Forschungsplattform „Neuverortung der Frauen- und Geschlechtergeschichte im veränderten europäischen Kontext“ der Universität Wien in Kooperation mit dem Arbeitskreis Historische Friedensforschung (AKHF) veranstaltet. Ein besonderes Interesse der Tagung ist es, Forscherinnen und Forscher einzuladen, die sich mit in der historischen Forschung bisher eher vernachlässigten Kriegsschauplätzen sowie Krieg führenden Staaten und Gesellschaften, etwa in Ost- und Südosteuropa, beschäftigen. Die Beiträge werden in einem Tagungsband veröffentlicht.

An der Teilnahme Interessierte senden bitte ein deutsch- oder englischsprachiges Abstract ihres Vortragsvorschlags in der Länge von ca. einer Seite (ca. 2.500 Zeichen) und ein CV bis zum 31. Dezember 2010 an:

neuverortung.geschlechtergeschichte@univie.ac.at (Michaela Hafner)

Nähere Informationen – auch zu den vier oben genannten Themenfeldern der Tagung – unter: <http://www.univie.ac.at/Geschichte/Neuverortung-Geschlechtergeschichte/>

## Abstracts

### **Beate Fricke, On the Genealogy of Traces of Blood. Blood as a Metaphor of Transformation on the Altar of Feldbach (about 1450)**

How do traces of blood on a little known late medieval altar contribute to the interpretation of its meaning? How do they refer to contemporary knowledge of philosophers, scientists and physicians? The unusual use of blood depicted on the Altar of Feldbach shows paradigmatically the different layers of the meaning of blood in late medieval debates. This essay has two parts, the first deals more generally with blood as a metaphor in the Late Middle Ages, while the second concentrates on the traces of blood on this particular altar. In the first part, a brief sketch of the semantic span of the use of *sanguis* and *cruor* in written sources is followed by thoughts on sacrificial blood and its contribution to the constitution of community. Then the significance of the demonstration of blood and bloodletting is discussed with late medieval thought about the role of blood and semen in the meaning of life. The second part analyses the depicted traces of blood on the altar with regard to their pictorial function, not only to draw attention to the temporality of the shown events. This case study demonstrates how written knowledge and knowledge derived by experience interact and how blood is used as a metaphor for both origins and ends.

### **Myriam Spörri, Modern Blood Relationships. The “Blood Test” and the Biologisation of Paternity in the Weimar Republic**

In the first part, the article examines the medical roots of the idea of “blood relationship” and traces its development since ancient times. With the emergence of cellular pathology in the 19<sup>th</sup> century, blood lost its status as a “very special fluid” and therefore also as a generative substance. However, as the second part shows, the link between “blood” and “relationship”, though scientifically discredited, was to persist, and manifested itself in a modern way in blood group research during the early 20<sup>th</sup> century. Blood group tests in paternity trials which quickly became popular in the Weimar Republic, referred to the tradition of blood relationship and led to a new train of thought

towards blood being perceived as a generative substance – even if, paradoxically enough, blood groups could strictly speaking only determine non-paternity and not the definitive relationship between father and child. Furthermore these blood tests point to a fundamental change in the history of paternity, since they are considered the first step in the biologisation of paternity which today seems finalised in DNA paternity testing.

### **Marianne Sommer, "Who Are You Really?" – Identity and History in the DNA-Sequence (Genetics)**

The company Gentest.ch invites people on the web to have their identity genetically determined. The basic sequences of certain DNA-regions are promised to carry the secrets of a customer's history and origin (from the Stone Age, in ancient times, and during the Middle Ages). With its product line iGenea, the company addresses the European market that is only just being opened by genetic ancestry suppliers. In the article, I analyse the ways in which iGenea presents itself and is represented, as well as discussion forums and customers' reactions: Are we confronted with a naturalisation of history and identity in the DNA-sequence (comparable to the earlier attempts of physical anthropology to study bones)? Or do we find in the case of these bio-economical applications of new DNA-technologies the shared and open kinds of identity development that are seen as characterising neo-liberal societies? These questions will be addressed in two sections: Firstly, I will engage with genetic history as a form of popular history that goes along with a flexible and playful engagement with the genetic information in the process of autobiographical narrating. Secondly, I will discuss examples that complement the first part to a more balanced picture in that they point to a biologisation of identity and history and a solidification of categories such as nation and ethnicity.

### **Sabine Strasser, Blood, Milk and Honour: Feminist Debates on Modernisation and Multiculturalism in Turkey and Europe**

In this paper, I will first discuss feminist debates on body fluids, in particular blood, milk and sperm, and their meaning with regard to procreation, gender hierarchy and the concept of honour in rural eastern Turkey. These debates are enlightened by anthropological studies about symbolic interpretations of how 'life comes into being' and about concepts of purity, health and social order. Semen in this cosmology represents monogenetic male procreation whereas female blood and milk shape the appearance and health of the child, by nourishment in the womb and by breast-feeding after birth. Symbolic interpretations of blood and semen are related to sexual maturity, marriage, parenthood and kinship, yet may also be involved in practices of social control and



violence. In this context, it is the body as a divine creation that is proposed in claims of control over women, men and sexuality. In this paper I will show how body fluids become a marker of im/purity, dis/order, dis/obedience and gender hierarchy in rural contexts in Turkey. At the same time I examine how these symbolic interpretations of the body in feminist discourses are translated into hegemonic discourses on 'violence in the name of honour' in both Turkey and Europe. I argue that in both contexts the focus on violence against women simultaneously aims at protecting women yet nonetheless victimises them. The dichotomy between 'woman as victim' and 'man as perpetrator' thus becomes the main pattern of ethnic and cultural discrimination in EU measures against so-called tradition-based violence.

### **Barbara Orland, Related Substances. Blood and Milk in the Female Body**

Drawing analogies between different parts of the body are very old and widely used style of reasoning, not at least in request to the understanding and managing the hidden workings inside the human body. This article takes the analogy of blood and milk as an issue of historical research. It will be argued that the analogy of blood and milk enables the historian to investigate the interrelation of body perception and knowledge production. The relation of blood and milk was multi-faceted. It was not only embodied in everyday practices for dealing with women's reproductive capacities. The historicising of the analogy also serves as a guide to understanding changing conceptions of physiology within the history of science and medicine.

### **Gabriele Michalitsch, Gender Government and Political Economy: What Adam Smith Has to Do with Women Nowadays Earning Less Than Men**

Embedded in the theoretical framework of Michel Foucault's concepts of government and governmentality, the contribution focuses on gender and gender relations in Adam Smith's works. Herewith, Smith's writings are dealt with as an example of how gender government informs early political economy which, by way of tradition building, informs economic thought even nowadays. Thus the contribution aims at debunking the masculinism inherent to contemporary economic thought. Identifying Smith's strategies of engendering and de-gendering, of gender's nomination and omission, the analysis relies on four levels: Firstly, Smith's masculinist rhetoric in the context of the "brotherhood" of Scottish Enlightenment, secondly, the reinterpretation of – at Smith's time dominant – female connotations of luxury and "doux commerce", thirdly, his hierarchically related constructions of masculinity and femininity, and finally, fourthly, their consequences for contemporary economic thought.

## **Ilse Reiter-Zatloukal and Christiane Rothländer, Gender Difference in the Deprivation of Citizenship on Political Grounds: Its Legal Basis and Implementation in Vienna 1933–1938**

The paper explores the deprivation of citizenship on the grounds of political opinion, which was introduced by the Austrian authoritarian Dollfuß government on August 16<sup>th</sup> 1933. Affected by the loss of citizenship were members and followers of outlawed opposition parties. The measures were targeted, beginning in 1933, against the Communist and National Socialist parties and, since February 1934, the Social Democratic Party. Of the total of at least 10,250 people losing their citizenship, only a small number were women. The explanation why women were spared, relatively speaking, can be revealed by a historical analysis of the administrative proceedings conducted by the Viennese Federal Police Department (Wiener Bundes-Polizeidirektion). The reason was neither a low rate of female emigration nor women's abstaining from political activism, as a mere quantitative analysis might suggest. Instead, the phenomenon must be explained by the legal setting which positioned women and men in different ways vis-à-vis the procedure as well as by gendered assumptions on political activism that informed administrative action.

## Anschriften der AutorInnen

Regula Argast, Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Universität Zürich, Rämistrasse 64, 8001 Zürich, Schweiz – [argast@fsw.uzh.ch](mailto:argast@fsw.uzh.ch)

Caroline Arni, Historisches Seminar, Universität Basel, Hirschgässlein 21, 4051 Basel, Schweiz – [caroline.arni@unibas.ch](mailto:caroline.arni@unibas.ch)

Anthony Bale, School of Arts, Birkbeck College, Malet Street, London WC1E 7HX, United Kingdom – [a.bale@bbk.ac.uk](mailto:a.bale@bbk.ac.uk)

Peter Becker, Deutsche Hochschule für Verwaltungswissenschaften, Postfach 14 09, 67324 Speyer, Deutschland – [peter.becker@mac.com](mailto:peter.becker@mac.com)

Silvia Berger, Historisches Seminar, Universität Zürich, Karl-Schmid-Strasse 4, 8006 Zürich, Schweiz – [silvia.berger@hist.uzh.ch](mailto:silvia.berger@hist.uzh.ch)

Gisela Bock, Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften, Freie Universität Berlin, Koserstraße 20, 14195 Berlin, Deutschland – [gisela.bock@fu-berlin.de](mailto:gisela.bock@fu-berlin.de)

Barbara Duden, Institut für Soziologie und Sozialpsychologie, Leibniz-Universität Hannover, Schneiderberg 50, 30167 Hannover, Deutschland – [b.duden@ish.uni-hannover.de](mailto:b.duden@ish.uni-hannover.de)

Beate Fricke, History of Art Department, University of California, Berkeley, 416 Doe Library, Berkeley, Ca 94720, USA – [fricke@berkeley.edu](mailto:fricke@berkeley.edu)

Hanna Hacker, Institut für Internationale Entwicklung, Universität Wien, Sensengasse 3/2/2, 1090 Wien, Österreich – [hanna.hack@univie.ac.at](mailto:hanna.hack@univie.ac.at)

Gabriele Michalitsch, Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien, Universitätsstraße 7, 1010 Wien, Österreich – [gabriele.michalitsch@univie.ac.at](mailto:gabriele.michalitsch@univie.ac.at)

Barbara Orland, Programm für Wissenschaftsforschung, Universität Basel, Missionsstraße 21, 4003 Basel, Schweiz – [barbara.orland@unibas.ch](mailto:barbara.orland@unibas.ch)

Ilse Reiter-Zatloukal, Institut für Rechts- und Verfassungsgeschichte, Universität Wien, Schottenbastei 10–16, 1010 Wien, Österreich – [ilse.reiter-zatloukal@univie.ac.at](mailto:ilse.reiter-zatloukal@univie.ac.at)

Martin Richards, Centre for Family Research, Faculty of Politics, Psychology, Sociology and International Studies, Free School Lane, University of Cambridge, Cambridge CB2 3RF, United Kingdom – [mpmr@cam.ac.uk](mailto:mpmr@cam.ac.uk)

Christiane Rothländer, Institut für Rechts- und Verfassungsgeschichte, Universität Wien, Schottenbastei 10–16, 1010 Wien, Österreich – [christiane.rothlaender@univie.ac.at](mailto:christiane.rothlaender@univie.ac.at)

Beatrix Rubin, Collegium Helveticum, ETH und Universität Zürich, Schmelzbergstrasse 25, 8092 Zürich, Schweiz – [beatrix.rubin@unibas.ch](mailto:beatrix.rubin@unibas.ch)

Edith Saurer, Forschungsplattform „Neuverortung der Frauen- und Geschlechtergeschichte im veränderten europäischen Kontext“, Universität Wien, Dr.-Karl-Lueger-Ring 1, 1010 Wien, Österreich – [edith.saurer@univie.ac.at](mailto:edith.saurer@univie.ac.at)

Marianne Sommer, Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Universität Zürich, Rämistraße 64, 8001 Zürich, Schweiz – [msommer@fsw.uzh.ch](mailto:msommer@fsw.uzh.ch)

Myriam Spörri, Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Universität Zürich, Rämistraße 64, 8001 Zürich, Schweiz – [spoerri@fsw.uzh.ch](mailto:spoerri@fsw.uzh.ch)

Sabine Strasser, Department of Sociology, Middle East Technical University (METU) Ankara, İnönü Bulvarı, 06531 Ankara, Türkei – [strasser@metu.edu.com](mailto:strasser@metu.edu.com)